

Norbert Kutschki (Hrsg.)

# Kardinaltugenden

Alte Lebensmaximen  
neu gesehen

**echter**

## Maß

Wo wir uns Zeit für die einfachen Dinge des Lebens nehmen, da entdecken wir in der Natur Gebilde und Formen, auf denen unser Auge haftenbleibt. Sie strahlen Ruhe und Stille aus; sie laden den Betrachter zum Verweilen ein. Eine Blume, ein Bergkristall oder ein Schmetterling fallen uns nicht wegen ihrer besonderen Größe, sondern deshalb auf, weil sie in ihren Proportionen ausgewogen sind. Sie stimmen in ihren Farben harmonisch zusammen und zeigen eine unaufdringliche innere Ordnung.

Anders als einer Blume oder einem Quarz ist dem Menschen die innere Ordnung seines Daseins nicht einfach gegeben oder von seiner Natur her vorgezeichnet. Sie ist vielmehr seiner eigenen Verantwortung anvertraut. Er muß die seinem Leben förderliche Balance in Freiheit und Vernunft selbst entdecken. Dabei wird er die merkwürdige Erfahrung machen, daß die gleichen Kräfte, die das Leben erhalten, es auch bedrohen und zerstören können. Die menschlichen Leidenschaften sind nicht wie die Instinkte des tierischen Organismus von sich aus auf ein zuträgliches, dem Leben dienliches Maß ausgerichtet. Im Tierreich sorgt die Instinktsicherung der Natur für das Überleben der Art und die Anpassung der einzelnen Exemplare an ihre jeweiligen Umweltbedingungen. Auf der Ebene des seiner selbst bewußten Geistes muß der Mensch das Maß einer gerechten Lebensordnung, in der sein Leben gelingen kann, dagegen selbst aufrichten.

Die individuellen Haltungsbilder, an denen er sich dabei orientiert, werden in der Tradition der europäischen Ethik mit dem alten deutschen Wort »Tugenden« benannt. Darin steckt das Verbum »taugen«, also förderlich und zu etwas gut sein. Eine auf den Gedanken der Tugend aufgebaute Ethik stellt dem Menschen deshalb nicht zuerst das moralische Gesetz und seine Inanspruchnahme durch die

Pflicht, sondern das moralische Können vor Augen, das er an sich selbst und an anderen beobachten kann. Dabei gerät der Mensch aus einer doppelten Perspektive in den Blick: der Gedanke der Tugend zielt auf sein *Selbstverhältnis* und auf seine Beziehung zur *Umwelt*. Er meint, wie Romano Guardini dies in einer Meditation über die Lebenshaltungen des Menschen ausgedrückt hat, immer »Gestalten des Guten«, die zugleich unterschiedliche »Weisen seines Verhältnisses zur Welt« ausdrücken.

Sowohl in seinem Selbstverhältnis als auch in seinem Weltbezug ist der Mensch durch zwei Züge seines Wesens gefährdet, die von der Kulturanthropologie der Gegenwart als sein *Antriebsüberschuß* und seine *Instinktunsicherheit* bezeichnet werden. Das menschliche Begehren ist anders als das tierische Instinktleben unspezifisch und gegenüber seiner Objektwelt unangepaßt; mit der Erweiterung des Sehraumes und dem Freiwerden der Hände geht in der stammesgeschichtlichen Evolution des Menschen auch eine Entgrenzung seiner Triebimpulse einher, aus der ihm besondere Gefährdungen erwachsen. Die Instinktausstattung des Menschen hat teil an der Offenheit und grenzenlosen Weite seines Geistes, aber sie untersteht nicht von selbst dem Maßstab einer vernünftigen Existenz. Seine vitalen Grundbedürfnisse, das Streben nach Nahrung, Sexualität, Besitz und Anerkennung, greifen über die Grenzen seiner natürlichen Daseinssicherung hinaus. Kein Tier folgt seinem Nahrungstrieb in der Weise wie der Mensch, der die Freude des Genusses von der biologischen Notwendigkeit der Nahrungsaufnahme ablösen und zum Selbstzweck machen kann, bis er als Gourmet den Geschmack des Brotes nicht mehr kennt. In keinem Tier kann der Sexualtrieb eine solche Maßlosigkeit gewinnen wie im Menschen, wo das geschlechtliche Begehren nicht nur Bindungskräfte freisetzt, die menschliche Beziehungen stärken, sondern Emotionalität, Zuneigung und erotische Erfüllung auch zerstören kann. Kein Tier hat solche Lust am Töten und Quälen eines anderen wie der Mensch, für dessen Sadismus und kriegerische Destruktivität es im Tierreich keine wirkliche Entsprechung gibt. In keinem Tier schließlich wirkt ein so entfessel-

ter Besitztrieb wie im Menschen, der in seinem grenzenlosen Habenwollen die natürlichen Dinge für sich in Beschlag nehmen und die ganze Welt als Rohstofflager seiner Bedürfnisse mißbrauchen kann.

Der Geist setzt im Menschen auch seine elementaren Lebensimpulse in eine eigentümliche Ungebundenheit und Freiheit. Sie greifen weiter aus und gewinnen andere Möglichkeiten der Erfüllung, aber sie verlieren auch den Schutz einer seinen natürlichen Lebenschancen angepaßten Ordnung, in der sie beim Tier gehalten und gesichert sind. Der Mensch ist deshalb auf ein Gegengewicht zur Allmacht seines Begehrens angewiesen, das ihn zur *Annahme einer freigewollten Ordnung* und zur *Selbstbegrenzung* im Umgang mit den Impulsen seiner eigenen Bedürftigkeit fähig macht.

Dieser Weg verläuft bei keinem von uns nur immer zielstrebig und gerade. Jeder muß aus den Extremen, in die er sich immer wieder verliert, zurückfinden und die zuträgliche Mitte neu suchen, die das menschengerechte Maß zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig bestimmt. Bereits Aristoteles, der die Analyse der vier Kardinaltugenden mit einem am Detail geschulten Blick für die konkreten Lebensumstände der Menschen verbindet, weist darauf hin, daß die »Mitte« der einzelnen Tugenden nicht mathematisch errechnet oder am Reißbrett eines philosophischen Systems konstruiert werden kann. So findet der großzügige Mensch seinen Weg im Umgang mit den äußeren Gütern entlang der Grenzlinie, die Geiz und Verschwendung voneinander trennt, aber seine Freigiebigkeit steht der Verschwendung etwas näher als der entgegengesetzten Extremhaltung. Ebenso bewegt sich die Tapferkeit nur im ungefähren Schnittpunkt von Feigheit und Tollkühnheit; in vielen Situationen wird sie der Tollkühnheit aus der Sicht eines furchtsamen Menschen zum Verwechseln ähnlich sein. Die Mitte des rechten Maßes meint also das jeweilige Eigenprofil einer Lebenshaltung, in die der Mensch im Laufe seiner Lebensgeschichte durch alle Erfahrungen des Verlustes, der Bedrohung und des Standhaltens hineinwächst.

Es hat den Gedanken eines menschengerechten Maßes und die Rede von den Tugenden als menschengerechten Grundhaltungen lange Zeit diskreditiert, daß die aristotelische »mesotes« als bloße Mittelmäßigkeit mißverstanden wurde. Von einer solchen Unentschlossenheit, die nie etwas wagt und in allem der Maxime folgt, nirgendwo anzuecken oder aufzufallen, ist der im Sinne der antik-christlichen Lebenslehre tugendhafte Mensch jedoch weit entfernt. Sein Weg läßt sich eher im Bild einer ausgesetzten Gratwanderung beschreiben, die über den Gefahren des Lebens das einmal gefaßte Ziel nicht aus den Augen verliert.

Auch die Haltung der »temperantia«, die auf die innere Ordnung im Menschen gerichtet ist, will die pulsierende Welt seiner Leidenschaften nicht zu unterkühlter Vernünftigkeit oder bürgerlich-langweiliger Anständigkeit zurückrufen. Das deutsche Wort »Mäßigung« hat allerdings einen stark verneinenden Klang, den viele als säuerlichen Beigeschmack empfinden. Dagegen hat das lateinische Wort »temperare« den ursprünglichen Sinn der Tugend des menschengerechten Maßes besser bewahrt. In der lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments steht es an wichtiger Stelle in dem großartigen Gleichnis, mit dem Paulus die vielgestaltige Einheit einer christlichen Gemeinde beschreibt (vgl. 1 Kor 12, 24). So wie die vielen Glieder eines Leibes zusammengehören und die individuellen Begabungen, Fähigkeiten und Stärken aller Getauften einen unverzichtbaren Beitrag für das gemeinsame Glaubenszeugnis der Kirche liefern, so sollen die Impulsivität und die leidenschaftlichen Energien eines Menschen zu dem kultivierten Maß einer vernünftigen Lebensführung zusammengeführt werden. Wenn die »temperantia« dabei im Haus der menschlichen Leidenschaften »aus verschiedenen Teilen ein einig geordnetes Ganzes fügen« soll, wie Josef Pieper ihre Aufgabe beschreibt, dann gehören dazu notwendig auch die Fähigkeit zum Verzicht und zur Freude an den Dingen, die man nicht hat. Aber solcher Verzicht und solche Freigabe steht im Dienst der Lebensförderlichkeit und Überlebensfähigkeit des Menschen, die

den ersten Sinn der Tugend des rechten Maßes ausmachen. Die Orientierung daran, was dem Leben guttut und es schützt, spricht auch aus dem Stichwort der »Selbstbegrenzung«, das im gegenwärtigen ökologischen Bewußtsein neue Anziehungskraft gewonnen hat. Hinter der unerwarteten Karriere des Begriffes steht mehr als nur ein kosmetisches Facelifting für die alternde, ungeliebte Dame Tugend. Das Konzept der Selbstbegrenzung gibt einer alten Lebensmaxime einen neuen Namen, indem es dem Menschen als ständigen Grenzgänger in den Blick nimmt und ihn als das Wesen beschreibt, dessen Schicksal es ist, auf der Grenze zu leben. Zum Leben auf der Grenze aber gehört beides, daß er seine Grenzen immer wieder überschreitet und doch lernen muß, mit ihnen zu leben.

Der Sprache der Dichter gelingt es oft besser als philosophischen oder theologischen Definitionen, den paradoxen Doppelcharakter der menschlichen Existenz zu erfassen. Die Dichterin Ingeborg Bachmann braucht ganze fünf Worte, um in einer treffsicheren Kurzformel zusammenzufassen, was zu entdecken die Tugend des rechten Maßes den Menschen lehren will: »Alles kann nicht alles sein.« Die Sehnsucht des Menschen nach Glück greift über alle in diesem Leben zu erlangende Erfüllung hinaus. Sein »Vorrat unbefriedigter Träume« (Robert Musil) ist unerschöpflich und wächst in dem Maß weiter, in dem sie Wirklichkeit werden. Die »Melancholie der Erfüllung«, wie Ernst Bloch die ständige Wegbegleiterin des menschlichen Glücks nennt, erinnert gerade in den guten Stunden des Daseins daran, daß jede dem Menschen zuteil gewordene Erfüllung zum Beginn einer neuen Sehnsucht wird. Auch wenn Gesundheit, Liebe, Sexualität, Besitz und öffentliche Anerkennung, in der Sprache des Aristoteles: alle »Güter«, die das Leben lebenswert machen, fast gar alles zu einem gelungenen Leben beitragen – sie tun es nur, solange sie nicht den letzten Platz für sich besetzen. Die Hoffnung des Menschen verweist über alles Erreichte hinaus auf eine Vollendung, die durch die vielfältigen Sinnerfüllungen des irdischen Daseins wohl antizipiert, aber nicht abgegolten wird. Gerade die Bilanz eines glücklichen Lebens enthält

als ihren letzten Titel das Verlangen, daß eine Ewigkeit lang bestehen soll, was in ihm geworden ist.

Es ist das Schicksal des Menschen, daß er ein ewiger Grenzgänger ist. Er kann sich mit dem Erreichten nicht abfinden und stößt doch immer wieder an Grenzen, die er anerkennen muß. Der Mensch lebt von Grenzen, und er stößt sich an seinen Grenzen – beides macht die paradoxe Grundsituation eines Lebens auf der Grenze aus. Ohne Begrenzung kann menschliches Leben nicht existieren, denn Grenzen stiften nicht nur Trennung, sondern auch Identität. Indem sie das eine vom anderen trennen, geben sie jedem das ihm eigene Recht zu sein. Durch die gegenseitige Anerkennung ihrer Grenzen machen Menschen eine für ihr friedliches Zusammenleben unerläßliche Erfahrung: Nur so, daß einer nicht alles ist und nicht alles lebt, wird gemeinsames Leben möglich. Dennoch können Grenzerfahrungen sehr schmerzhaft sein. Es ist zwar ausgemacht, daß Grenzen sein müssen, die dem einzelnen seinen Lebensraum zuweisen. Keineswegs ausgemacht ist aber, wo die Grenzen verlaufen müssen. Der Mensch kann sich nicht von vornherein darin fügen, das jeweils Gegebene als unausweichlich hinzunehmen. Oft muß er erkennen, daß die eigenen Grenzen gar nicht die eigenen sind. Nur solche Grenzen erleben wir als hilfreich, die wir in freier Einwilligung anerkennen und die uns unseren eigenen Spielraum an Möglichkeiten belassen.

Der Anerkennung unserer Grenzen liegt eine konfliktreiche Geschichte zugrunde, in der wir ihren genauen Verlauf erst ermitteln müssen. Wir können eine Grenze ja erst dann als Grenze erkennen, wenn wir sie schon irgendwie überschritten haben. Wer das eigene Maß erkennen will, kommt stets zu spät. Erst wenn man es mißachtet hat, wird man genau wissen, wo haltzumachen geboten gewesen wäre. Das gilt im privaten Lebenskreis nicht anders als für die Menschheit als ganze, die erst nachdem es für einen Teil der Naturressourcen bereits zu spät ist, zu erkennen beginnt, wie weit sie ihre eigenen Grenzen überschritten hat. Darin zeigt sich nochmals die paradoxe Grundsituation des Menschen: Es ist sein Los, das ihm zuträgliche

Maß nicht ohne dessen Überschreitung kennenlernen zu können. Erst wenn sich seine Vermessenheit zur Maßlosigkeit steigert, wird ihm seine Grenzüberschreitung bewußt. Die Wahrheit des Satzes, den Max Frisch zu einer Zeit in seinem Tagebuch notierte, als noch niemand von den Grenzen des Wachstums sprach, läßt sich wohl erst im nachhinein richtig erfassen: »Es gibt ein Maß des Menschlichen, das wir nicht verändern, sondern nur verlieren können.«

Die Tugend, die in das Maß des Menschlichen einweist, wurde in der Geschichte der christlichen Ethik meist als eine *individuelle* Grundhaltung angesehen, die den einzelnen zur Balance seiner Leidenschaften und privaten Bedürfnisse befähigt. Der Schutz unserer natürlichen Umwelt und die Bewahrung der Schöpfung erfordern heute jedoch ein *öffentliches* Umdenken im politischen und im privaten Bereich. Die Wiederentdeckung der alten Tugend des Maßes wird zur dringlichen Überlebensaufgabe aller, die doch bei jedem einzelnen beginnen muß. Das stellt die dem Prinzip größtmöglicher Individualfreiheit verpflichteten demokratischen Gesellschaften vor ungewohnte Herausforderungen. Sie müssen über Beschränkungen nachdenken und diese wirksam durchsetzen, die bislang selbstverständliche Ansprüche in Frage stellen und individuelle Lebensgewohnheiten einschneidend verändern können. Selbstbegrenzung, Verzicht und Maß, einst dem persönlichen Lebensstil der einzelnen anheimgegeben, wandeln sich zu öffentlichen Leitbildern, deren Anspruch bewußt in die Sphäre der privaten Lebensführung eingreift. Die selbstverständliche Zustimmung, die der Forderung nach Bewahrung der Schöpfung und mehr Ehrfurcht vor dem Leben entgegengebracht wird, verdeckt dabei nur allzuoft, daß die Einlösung solcher Forderungen Korrekturen des Menschenbildes voraussetzt, an das wir uns in unserem gesellschaftlichen Zusammenleben ganz selbstverständlich gewöhnt haben. Welches Verkehrsmittel wir benützen, wohin wir unseren Müll entsorgen, wie wir nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch in Freizeit und Sport mit den Vorgaben der Natur umgehen, welche Konsumbedürf-

nisse wir uns von den Werbestrategien der Produzenten suggerieren lassen, wieviel Wohnraum wir für unseren Lebensstil in Anspruch nehmen – das alles erfordert Entscheidungen, die nicht mehr dem privaten Belieben der einzelnen allein überlassen werden können.

Auch die christliche Verkündigung sieht sich durch die gesellschaftliche Herausforderung zu einem umfassenden Lebensschutz vor ungewohnte Aufgaben gestellt. Ihr Beitrag zur gesellschaftlichen Verständigung muß den mühsamen Lernprozeß begleiten, in dem eine nachchristliche Gesellschaft, die von den maßlosen Ansprüchen gefährdet wird, die sie selbst hervorgerufen hat, die Werte wiederentdecken kann, die einst im Christentum verankert waren. Die alte Tugend des Maßes ist uns ja nicht einfach entschwunden oder abhanden gekommen. Sie begegnet uns oft unter anderen Namen wieder, die dem säkularen Bewußtsein der Gegenwart vertrauter erscheinen. Eine christliche Ethik kann diese Entsprechungen zu ihrer eigenen Tradition nicht allein für sich reklamieren, aber sie kann deutlich machen, wie sich aus dem Erbe ihres eigenen geschichtlichen Erfahrungswissens heraus Wege zu ihrem tieferen Verständnis aufzeigen lassen. Eine solche begleitende Einübung in die Tugend des Maßes, die nicht nur vom moralischen Appell, sondern von der überraschenden Entdeckung des eigenen Könnens lebt, kann an drei Erfahrungsebenen anknüpfen, für die wir heute, wenn der Anschein nicht trügt, wieder aufgeschlossener geworden sind. Die Tugend des Maßes ist *erstens* nicht die ursprünglichste Haltung der Christen. Sie lebt von einer vorgängigen Einstellung gegenüber der Schöpfung, die von der Grundmelodie des *Staunens* und der *Ehrfurcht* bestimmt ist. Staunen und Ehrfurcht beginnen damit, daß der Mensch Abstand hält zu den Dingen des Lebens und sie sein läßt, wie sie von sich aus sind. So entdeckt er, daß sie nicht nur einen *Funktionswert für ihn*, sondern einen *Eigenwert für sich* besitzen. In Staunen und Ehrfurcht läßt der Mensch das Licht der Schöpfung aufgehen, betrachtet er das Spiel ihrer Farben und Formen, ohne sie für seine eigenen Zwecke zu gebrauchen. Er verzichtet auf das, was er sonst so gerne tut, näm-

lich alles in der ihn umgebenden Welt auf sich selbst zu beziehen und in Besitz zu nehmen.

Das führt zu einer *zweiten* Voraussetzung, die zur spielerischen Anerkennung des uns gesetzten Maßes befähigt. Die Tugend des Maßes erwächst aus der Fähigkeit, sich in rechter Weise freuen zu können. Sie steht nicht im Gegensatz zu *Freude* und *Genuß*, sondern bewahrt diese vor selbstzerstörerischen Abhängigkeiten. Zur Kunst, genießen zu können, gehört auch die Fähigkeit, sich an den Dingen des Lebens zu freuen, die man nicht hat. Die Haltung des Konsumismus, die alles für sich besitzen will, entspringt dagegen einer Ideologie des Todes. Genuß und Besitz werden zum tödlichen Spiel, wenn sie, wie der Psychologe Erich Fromm diese nekrophile Tendenz des modernen Lebens beschrieben hat, Lebendiges in seine toten, verfügbaren Bausteine auflösen und menschliche Beziehungen zerstören. Sowohl das *Übermaß* der *Konsumabhängigkeit* als auch der *Mangel* an freier *Konsumsouveränität* verfehlen das rechte Maß der Freude. Das Maß des Christen ist dagegen eine gereinigte Liebe zu allen Dingen des Lebens, zu Eigentum und Besitz, zu Kunst und Genuß, zu Arbeit und Freizeit, zu Sport und Spiel, zum Alleinsein und zur Unterhaltung, zur fröhlichen Ausgelassenheit und zum gemeinsamen Mahl. Die einfachste und praktikabelste Testfrage, ob meine Genußfähigkeit dem rechten Maß der Freude entspricht, heißt dabei: Hilft sie mir nur zum *privaten* Genuß oder dazu, mich mit anderen zu freuen? Die Haltung des rechten Maßes erinnert daran, daß Genießen und Teilkönnen zusammengehören und daß aller Genuß dort zerstörerisch wird, wo er Freude und Kommunikation auseinanderreißt.

Das Maß einer kultivierten Lebensordnung, in der Genießen und Maßhalten unaufgebar zusammengehören, erfordert schließlich die Fähigkeit zu *Selbstbeschränkung* und freiwilligem *Verzicht*. Dazu gehört auch die Bereitschaft, sich die Erfüllung legitimer Wünsche zu versagen und auf etwas zu verzichten, das mir an sich durchaus zustehen würde. In einer Zeit, in der uns von interessierter Seite gesagt wird, nur im Jasagen zu allen Lebenslagen unserer

Psyche und in der Annahme der eigenen seelischen Bedürfnisse lasse sich ein angstfreies Leben verwirklichen, hat das Wort Verzicht einen harten Klang. Es erinnert mich daran, daß ich nicht zu allen Sehnsüchten und Wünschen ja sagen darf, die aus den Tiefen meiner Seele in mir aufsteigen. Die Illusion, wir könnten leichtfüßig durch das Leben gehen, ohne jemals nein zu uns selbst sagen zu müssen, entspricht nicht der Lebenslehre des Evangeliums. Der reiche junge Mann, von dem Jesus die Absage an den lieb gewonnenen Luxus verlangt, geht traurig von Jesus weg. Sein Herz hängt an Besitz und Reichtum; er ist noch nicht frei geworden für die Freude des Reiches Gottes, die sich dem Genuß anderer wertvoller Dinge versagt. Solcher Verzicht erfordert oft einen langen und mühsamen Ablösungsprozeß, bis das Loslassen aus voller Freiheit gegenüber dem, was uns zustehen würde, gelingt. Es erfordert harte Arbeit an der eigenen Lebensgeschichte, bis die Traurigkeit, die das Loslassen begleitet, von der Freude über die neugewonnene Freiheit verdrängt wird. Kein Leben wird ohne Verzicht und Selbstbeschränkung gelingen – wer uns anderes sagt, meint es nicht gut mit uns. Doch behält die Notwendigkeit des Neinsagens nicht das letzte Wort – auch wer Erziehung zur Tugend mit reinem Pflichtbewußtsein verwechselt, meint es nicht gut mit uns. In dem Bild des guten Lebens, für das die alte Tugend des rechten Maßes uns die Augen öffnen möchte, geht es um ein Ja – um das Ja zur menschengerechten Ordnung des Lebens, die Maß nimmt an dem guten Gott und seiner Schöpfung. Weil es ein Maß des Menschlichen gibt, das wir nicht verändern, sondern nur verlieren können, gehört es zur Würde des Menschen, sein Maß erkennen und in seinen Grenzen leben zu dürfen.